

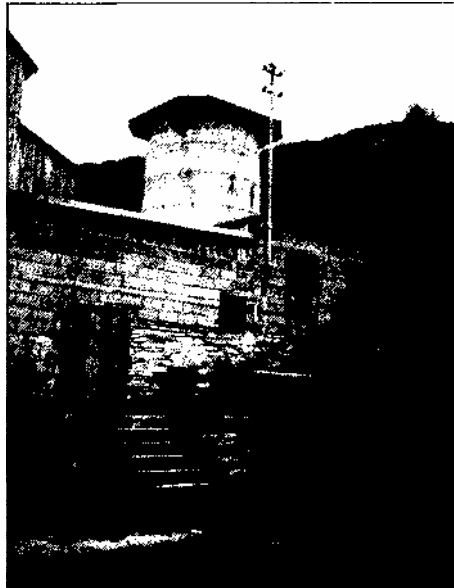
Andreas Thinschmidt

DIE KALKBRENNEREI IM WALDVIERTEL

Ein (fast) vergessenes Handwerk

Die meisten Menschen wissen trotz des heutigen "Shopping City-Zeitalters" noch über das Handwerk des Schusters, Tischlers oder Schmiedes Bescheid. Weniger Menschen können sich heute noch etwas unter den schon ausgestorbenen Berufen des Köhlers oder des Pechers vorstellen. Und wohl nur diejenigen, die sich wirklich für Volkskunde und das bäuerliche Brauchtum und Handwerk interessieren, können mit dem Begriff des Kalkbrennens etwas anfangen.

Es ist notwendig, eine Menge Bücher und Zeitschriften zu lesen und mit etlichen Personen zu sprechen, bevor man sich ein einigermaßen gutes Bild über das Kalkbrennen machen kann. Im deutschen Sprachraum ist mir nur eine Person bekannt, die in mehreren Artikeln und schließlich auch in einem wunderbaren Buch dieses ausgestorbene Ge-



werbe einem breiteren Publikum zugänglich gemacht hat: Hiltrud AST; sie hat diesem bäuerlichen Erwerbszweig schließlich im Waldbauernmuseum des Voralpenortes Gutenstein auch noch ein (hoffentlich) bleibendes Denkmal gesetzt.

Der Eindruck, Kalkbrenner hätte es nur am Ostrand der Alpen gegeben, täuscht, denn dieses Gewerbe wurde überall im Lande ausgeübt. Natürlich fanden dort die Kalkbrenner mehr Beachtung, weil sie näher an den großen Betrieben des Indu-

Abb.1 strieviertels und Wien sowie Wiener Neustadt lagen. Doch wurde dort der Branntkalk schon früh von Beton und Gipsmörtel abgelöst, in abgelegenen Gebieten hingegen erst später und hat sich am Bei-

spiel des Waldviertels sogar bis weit nach dem 2. Weltkrieg halten können. Der letzte aktive Waldviertler, und damit auch niederösterreichische, Kalkmeiler stand bei Ötzbach (westlich von Spitz/Donau) und wurde erst Anfang der 80er Jahre aufgegeben (Abb.1).

Aus den Erzählungen zweier ehemaliger Kalkbrenner aus Kottes (etwa auf halbem Weg zwischen Ottenschlag und Spitz/Donau) ist bekannt, wie so ein Brennvorgang vor sich ging, doch davon etwas später. Als diese Männer das Handwerk von ihren Vätern erlernten und in den 30er Jahren selbst zum ersten Mal Kalk brannten, standen ihre Kalkmeiler schon lange, sie dürften also schon im 19. Jahrhundert angelegt worden sein. Sie befanden sich bei Elsenreith südwestlich von Kottes und dienten über Jahrzehnte hinweg mehreren Generationen der Familie als Nebenerwerbsquelle neben Landwirtschaft und Viehzucht. Sie wurden immer wieder instandgesetzt und verrichteten ihren Dienst bis in die 70er Jahre.

Der für den Brand benötigte Rohstoff war im Waldviertel nicht Kalk, sondern Marmor, ein metamorph gewordenes Kalkgestein, das sich ebenfalls zum Brennen eignet. Die Öfen wurden, wie auch in diesem Beispiel, fast immer nur wenige Meter von einem geeigneten Marmor-Vorkommen errichtet. Die heute noch teilweise gut erhaltenen Öfen des 19. und



Abb. 2

20. Jahrhunderts waren im allgemeinen rechteckig bis quadratisch mit einer Kantenlänge von 2,5 bis 3 m und einer lichten inneren Weite von bis zu zwei Metern. Nach oben gingen sie kuppelförmig (mit Ausnahme einer mehr als schulterbreiten Öffnung) zusammen. Ihre Mauern wurden meist mit Klaubsteinen aus den umliegenden Feldern errichtet. Innen war der Ofen mit einer Lehmschicht ausgekleidet, die von Zeit zu Zeit erneuert werden mußte. Die Öfen waren meist in einen Hang oder eine Böschung hinein gebaut, da man sie auch von oben her befüllen konnte. Ihre frühere Natur sieht man ehemaligen Kalköfen oft nicht so ohne weiteres an. Entweder sind sie vollkommen verwachsen, oder sie wurden in späterer Zeit zu Geräteschuppen oder ähnlichem umfunktioniert. Die älteren "Modelle" waren oft nur einfach ausgemauerte Erdgruben mit außen angebrachter wallförmiger Böschung und einem Durchmesser zwischen 2 und 4 Metern (Abb.2 bis 4). Im Kotteser Raum sind mir durch Befragung immerhin sechs solcher Gruben bekannt geworden. Sie werden im Volksmund jedoch "Wolfsgruben" genannt, ihre ehemalige Funktion ist also meist nicht mehr geläufig. Meine Erfahrung hat mir gezeigt, daß es im Waldviertel wahrscheinlich noch sehr viele dieser - allerdings meist unerkannten öder falsch gedeuteten- Kalkbrennstätten geben müßte.



Abb.3: Am Anzberg - zwischen Elsenreith und Kottes - findet man eine so gemauerte Grube, die nicht, wie man bisher annahm, der Erschmelzung von Eisenerz diente.

Zu Abb.2: Unscheinbare Gruben mit ringförmigem Erdwall, wie sie in den Wäldern südlich von Kottes als "Wolfsgruben" bekannt sind, entpuppen sich als Reste einfacher Kalköfen.



Abb.4: Eine zweite "Wolfsgrube" läßt sogar noch die ringförmig gemauerte Innenauskleidung erkennen.

Doch nun wollen wir uns damit beschäftigen, warum man Kalk brannte, wofür man ihn verwenden konnte und was beim Kalkbrennen vor sich ging, bzw. was zu dessen Gelingen wesentlich war.

Der Vorgang des Kalkbrennens

Aus den Erzählungen der früheren Kalkbrenner Rester und Weichselbaum aus Kottes.

Die zum Kalkbrennen betriebenen Steinbrüche waren im allgemeinen relativ klein und seicht und wurden oft von den Bauern selbst mit einfachsten Mitteln ausgebeutet. Man konnte sie nebstbei auch zur Herstellung von Mauersteinen für den Hausbau, von grob behauenen Steinplatten und als Schotter für den Wegebau nutzen. Vielerorts betrieben mehrere Familien gleichzeitig ihre Öfen, sowie einen gemeinschaftlich genutzten Steinbruch.

Die Marmorstücke wurden nicht einfach in den Ofen gekippt, sondern nach einer "Schichtordnung" gestapelt, damit die Ladung beim Brand nicht in sich zusammenfiel und der richtige Luftzug für die nötige Temperatur und einen gleichmäßigen Brennvorgang sorgte. Im Zentrum, wo die höchsten Temperaturen herrschten, wurden große Stücke versetzt, je weiter weg vom Brandherd, desto kleiner wurden die Stücke. Der Ofen wurde sowohl von der vorderen Öffnung als auch von oben beschickt. Über dem zentralen Feuer waren größere Stücke als Überlager versetzt und miteinander verkeilt.

Das erste Mal wurde ein Kalkofen Mitte bis Ende März - je nach Witterung - in Betrieb genommen, das letzte Mal etwa zu Allerheiligen. Das Auffüllen mit ca. 10.000 kg vorbereiteten Steinen dauerte einen halben Tag, der Brand im Schnitt zwei volle Tage, also 48 Stunden, und konnte, je nach Qualität von Marmor und Brennholz, bis zu 60, aber auch nur 40 Stunden dauern. Das Feuer durfte während dieser Zeit nie ausgehen, jede Viertelstunde mußten Holzscheite nachgeschoben werden. Dafür waren Knechte und Tagelöhner abgestellt, oft genug aber mußte der Bauer selbst Hand anlegen. Insgesamt wurden bei einem einzigen Brennvorgang 20 bis 25 Festmeter Holz verbraucht.

Nach dem Brand ließ man den Ofen mindestens 12 Stunden auskühlen, bevor man ihn ausräumen konnte. Im Normalfall begann man deshalb an einem Donnerstag mit den Vorbereitungen, man war bis Samstag mit dem Brand fertig, konnte am Montag ausräumen und einen Teil gleich an Ort und Stelle verkaufen. War der Bedarf groß, wurde sogar zweimal die Woche gebrannt. Die Abnehmer waren Bauern, Hausbesitzer und Bauunternehmer aus der weiteren Umgebung; einige kamen sogar aus Bärnkopf, Gmünd, Schönbach, Weitra, Rappottenstein. Statt mit Geld wurde der Branntkalk manchmal auch mit einer Fuhre Holz abgegolten, die bei einem der nächsten Brände zum Einsatz kam.

Das freie Gewerbe des Kalkbrennens war eine anstrengende und wenig einträgliche Arbeit. In den 1930er Jahren kostete ein Kilo Branntkalk 51/4 Groschen. Man konnte pro Brand (bei einer Ausbeute von ca. 6.000 kg) also etwa 300 bis 400 Schilling verdienen, wobei nach Abzug der Kosten für Holz, Arbeitskräfte und Steuer gerade 100 Schilling übrigblieben.

Etwas Chemie ...

Kalk oder Marmor - chemisch sind sie nahezu ident - bestehen im wesentlichen aus Kalziumkarbonat - CaCO_3 ". Beim Kalkbrennen wird Kohlendioxid (CO_2) durch Erhitzen aus dem Kalkstein oder Marmor getrieben. Die Temperaturen erreichen dabei etwa 1.000°C . Übrig bleibt der reine, weiße Branntkalk (Kalziumoxid - CaO). Der Gewichtsverlust ist dabei beträchtlich (rund 40%), das Volumen bleibt jedoch annähernd gleich.

Gebrannter Kalk ist nur befristet lagerbar, da er der Luft Feuchtigkeit entzieht und so zu einem weißen Pulver, dem Staubkalk, zerfällt. Wird dem gebrannten Kalk gerade so viel Wasser zugeführt, wie er chemisch binden kann, so entsteht unter großer Wärmeentwicklung das Kalkhydrat (Kalziumhydroxid - Ca(OH)_2). Bei diesem Vorgang quillt der Branntkalk stark auf und erreicht das zweieinhalbfache seines ursprünglichen Volumens. Fügt man noch mehr Wasser hinzu, entsteht zunächst Kalkbrei, dann Kalkmilch und schließlich Kalkwasser.

Das "Löschen" des Kalks geschah erst unmittelbar neben der Baustelle in der "Löschgrube", bzw. in hölzernen oder eisernen "Löschpfannen". Dabei wurde der Stückkalk mit Wasser übergossen und solange gerührt, bis alle freiwerdende Wärme entwichen, das sogenannte "Kochen" vorbei war. In gelöschtem Zustand konnte der Kalk nun beliebig lange aufbewahrt werden, wenn man die Löschgrube abdeckte. Wird verdünntem Löschkalk Sand hinzugefügt, so erhält man Mörtel, der beim Trocknen des Mauerwerks aus der Luft Kohlendioxid aufnimmt und im Gegenzug Wasser abgibt. So entsteht durch das "Abbinden" wieder Kalziumkarbonat.

Auf den Bauernhöfen wurde meist im Frühjahr die Kalkgrube angefüllt, um Bau- und Düngekalk zur Hand zu haben. Löschkalk ist stark ätzend und bildete dadurch für Kinder und Tiere eine ständige Gefahr. Es konnten sogar Brände entstehen, wenn Stückkalk unsachgemäß in Scheunen gelagert wurde und sich durch Naßwerden erhitzte.

Verwendung

Nun zu den zahlreichen Einsatzmöglichkeiten, die ein Grund dafür waren, warum man sich diesen harten Broterwerb überhaupt aufbürdete und warum das Produkt so begehrt war.

Branntkalk wurde in erster Linie im Hausbau zur Mörtelherstellung und für Wandtünche - das sog. "Weißen" - eingesetzt. Auch heute noch ist Malern, Anstreichern und Maurern die gute Qualität der aus Branntkalk erzeugten Materialien in Erinnerung. Weiters konnten die sauren Böden des Waldviertels damit gedüngt und verbessert werden. Man setzte ihn in Gerbereien, Seifensiedereien und Zuckerraffinerien ein, und man brauchte ihn als Zuschlag in der Glasindustrie und bei der Eisenverhüttung. Zu Zeiten der großen Pestepidemien des Mittelalters und der Neuzeit wurden die Toten mit gebranntem, aber nicht gelöschtem Kalk bestreut. 1784 gab es diesbezüglich sogar ein kaiserliches Hofdekret von Joseph II., das bei Beerdigungen das Bestreuen von Leichen mit ungelöschtem Kalk vorschrieb, um die Seuchengefahr zu mindern.

Die Chinesen verfertigten eine Art Kleister oder Leim auf folgende Weise: Sie nahmen ein Pfund ungelöschten Kalk, löschten ihn mit etwas Wasser und mischten ihn, nachdem er zu feinem Staub zerfallen war, mit 10 Pfund Rindsblut. Die Mischung bildete eine dicke Gallerte und wurde beim Gebrauch mit Wasser verdünnt. Im Klima von Kanton hielt sie sich im Sommer sechs, im Winter zwanzig Tage.

Die Geschichte der Kalkbrennerei im Waldviertel

Durch urkundlich belegte Ortsnamen wie Kalkgrub (1096: "Chalchgrubi") im Gemeindegebiet von Kottes, weiß man, daß die Nutzung der natürlichen Rohstoffe schon mit der planmäßigen Landnahme im Waldviertel ab dem 11. Jahrhundert einsetzte, denn damit wird nichts anderes als eine Grube gemeint, die dem Kalkbrennen diente. Doch weitere Hinweise aus den folgenden Jahrhunderten sind nur spärlich überliefert.

Einige Beispiele in chronologischer Reihenfolge: Im 15. Jahrhundert brannte Waidhofen/Thaya Kalk zum Wiederaufbau der Stadtmauern. Kalköfen gab es in Weitra (1425), Pernegg (1465), Merkenbrechts, Wurmbach und Steinbach (1530), Gmünd (1543), Primersdorf (1574), Scheideldorf (1581), Grub (1593), Albrechtsberg (1622), Germanns und Äpfelgschwendt (1673), Weinpolz (1694), Herrschaft Brunn/Wild (1712), Richterhof bei Kottes (1720), Krumau (1767), Rastbach und Brand (1783).

Wir wissen nicht mehr genau, wie verbreitet die Kalkbrennerei in früheren Jahrhunderten wirklich war, sie gehörte jedoch seit jeher zum festen Bestandteil Waldviertler Lebens. Es scheint so gewesen zu sein, daß relativ wenige Orte die gesamte umliegende Region mit Kalk versorgte. Manche, wie Scheideldorf (zwischen Göpfritz/Wild und Schwarzenau), waren für ihre Qualität berühmt. Besagter Ort belieferte auch die böhmische Glasindustrie.

Im 19. Jahrhundert ist, im Gegensatz zu den vorangegangenen Jahrhunderten, allgemein eine stark erhöhte Bautätigkeit zu bemerken. Es gibt Kalkbrennereien in fast allen (Waldviertler) Bezirken. Viele Reiseberichte aus dieser Zeit schildern übereinstimmend, daß in manchen Dörfern so gut wie jeder Bauer Kalk brannte. Mitversorgt wurden auch die "kalkarmen" Orte des westlichen Waldviertels. Für das 19. Jahrhundert scheint die Situation dermaßen gewesen zu sein, daß praktisch jeder Ort mit geeignetem Rohstoff seinen (oft auch mehrere) Kalköfen besaß und auch kleinste Vorkommen ausgebeutet wurden. An die 150 ehemalige Steinbrüche für den Kalkbrand konnte ich bisher nachweisen. Von den Kalköfen waren allerdings viele noch nicht, oder nicht mehr, lokalisierbar.

Auch aus dieser Zeit seien einige der wichtigeren, bisher nicht erwähnten, Orte genannt, die eine Rolle in der Kalkerzeugung spielten: Töpenitzgraben bei Kleinzersdorf, Brunn/Walde, Scheutz, Ober- und Unterthürna, Rabesreith und Nonndorf, Dappach, Germanns und Weinpolz, Eisarn, der Gföhlerwald und Pöggstall, sowie die Herrschaften Wildberg, Raabs, Primersdorf und Drosendorf. Die Liste ist bei weitem nicht vollständig!

In unserem Jahrhundert hielten sich die Kalkbrennereien meist nur bis zum 2. Weltkrieg. Erlebten sie danach infolge des Wiederaufbaues noch einmal eine kurze Blütezeit, so hörten sie doch allerorten in den 60er und 70er Jahren auf zu existieren. Dutzende Kalköfen wurden stillgelegt, sie verfielen, wurden überwuchert, bei Straßen- und Hausneubauten eingeebnet, abgerissen und die Steine wiederverwendet. Oft genug wurden sie im Nahbereich der Häuser von den Anrainern als Müllkippe genutzt. Gut erhaltene oder gar funktionstüchtige Öfen sind schon eine Seltenheit. Der letzte Kalkofen war in Ötzbach bei Mühlendorf bis zum Jahre 1982 in Betrieb (Abb.1).

Im Ort Elsenreith bei Kottes wurde anlässlich der Eröffnung eines Geologischen Lehrpfades ein solcher Ofen von Gestrüpp und Unrat befreit. Er soll demnächst instandgesetzt und als kulturelle Attraktion ein- bis zweimal pro Jahr in Betrieb genommen werden. Sollten Sie davon erfahren, lassen Sie sich diese Möglichkeit nicht entgehen, dieses sicherlich eindrucksvolle Ereignis mitzuerleben.



Abb.7: Dieser bäuerliche Kalkofen von ehemals vier Öfen bei Elsenreith soll demnächst nach einer gründlichen Restaurierung fallweise wieder betrieben werden.

Zum Abschluß meiner Schilderung möchte ich eine Bitte an meine Leser richten. Sollte Ihnen das Waldviertel oder der Dunkelsteiner Wald gut bekannt sein, überlegen Sie bitte, ob Sie nicht auch einen ehemaligen Kalkofen kennen. Vielleicht ist Ihnen auch bei einer Wanderung etwas in dieser Art aufgefallen. Da ich derzeit an einer Bestandsaufnahme aller dieser Kulturzeugnisse arbeite, wären mir diesbezügliche Hinweise sehr willkommen: Mag. Andreas THINSCHMIDT, Lustkandlgasse 6/18, A-1090 Wien, Telefon 317 52 59.